

Einführung

Die Zeit zwischen 1815 und 1870 erscheint auf den ersten Blick als eine Epoche, in der die deutsche und die französische Geschichte weitgehend denselben Zeittakten folgten. Eingerahmt ist sie vom europäischen Ereignis des Wiener Kongresses und dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, der das Ende der in Wien geschaffenen Ordnung Europas besiegelte. Für Frankreich und Deutschland brachte er den Sturz des Zweiten Kaiserreichs und die politische Vereinigung der deutschen Territorialstaaten, unter preußischer Führung und unter Ausschluss Österreichs. Diese gemeinsame Rahmung legt es nahe, parallele und in vielem vergleichbare geschichtliche Entwicklungen zu postulieren. Solches ist auf der einen Seite in der Tat der Fall. Beide Länder befanden sich, wenn auch mit deutlicher zeitlicher Verschiebung, im Prozess des *nation building*. Beide Gesellschaften waren auf dem Weg in die Industrialisierung und hatten mit den entsprechenden sozialen Umwälzungen zu kämpfen. Um die anstehenden politischen und sozialen Probleme anzugehen, diskutierten die führenden Köpfe der beiden Länder in einem gemeinsamen Fragehorizont. Die Gesellschaften standen in einem lebhaften Austausch. Das kulturelle Leben in Literatur, Musik, den bildenden Künsten und auf der Bühne war auf vielfache Weise ineinander verflochten. Auf der anderen Seite können alle diese Gemeinsamkeiten, deren Auflistung sich erheblich verlängern ließe, nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Verhältnis der beiden Länder – und auch ihrer historischen Entwicklungen – durch zahlreiche Asymmetrien gekennzeichnet war. Sie betreffen nicht nur die politischen Strukturen, sondern breite gesellschaftliche Bereiche wie das Bildungssystem, das Verhältnis von Staat und Kirche oder von Stadt und Land, die Agrarstrukturen, das Rechtssystem, die Demographie und die Bevölkerungsbewegungen. Auch die Liste dieser Unterschiede lässt sich mühelos fortsetzen.

Das Feststellen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden ist die Grundlage vergleichender Verfahren, und der Vergleich spielt auch für den hier behandelten Abschnitt der deutsch-französischen Geschichte eine grundlegende Rolle. Doch geht es sowohl methodisch wie auch erkenntnistheoretisch in diesem Band um mehr. Der Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland ist nicht das Grundprinzip, das hier zur Anwendung kommt. Methodisch wird eher eine *histoire croisée*, eine Verflechtungsgeschichte anvisiert¹, und zwar auf zwei Ebenen: zum einen die der historischen Verflechtungen zwischen den Gesellschaften, der Interaktionen

1 WERNER, ZIMMERMANN 2002 [184]; WERNER, ZIMMERMANN 2004 [186].

und Transfers, die ungemein dicht und zahlreich waren und auf die im Einzelnen einzugehen sein wird; und zum anderen die Ebene der Beobachterposten, der „Sehepunkte“, um den Begriff von Chladenius aufzunehmen, von denen aus die jeweiligen Vorgänge beschrieben und interpretiert wurden. Die *histoire croisée* setzt unter anderem voraus, dass die Entwicklungen in einem Untersuchungsraum, hier also Frankreich oder Deutschland, nur dann hinreichend verstanden werden können, wenn man die strukturbildenden Interaktionen miteinbezieht, die zwischen den verschiedenen Untersuchungseinheiten stattgefunden haben. Dass man also, um ein Beispiel zu nennen, die Entwicklung des französischen Hochschulsystems im 19. Jahrhundert nicht verstehen kann, wenn man nicht die dementsprechende Entwicklung in Deutschland und deren Wahrnehmung durch die französischen Akteure in Rechnung stellt. Und Ähnliches gilt umgekehrt für das deutsche Universitätssystem im fraglichen Zeitraum. Derartige Interdependenzen lassen sich auf zahlreichen Gebieten des gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens beobachten. Sie setzen voraus, dass nicht nur historische Beziehungen bestanden, sondern auch, dass die Akteure ihre Wahrnehmungen und Deutungen miteinander abgleichen. Und diese Verflechtungen der Interpretationen halten bis heute an, das heißt, sie gelten auch für den Historiker, der die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen in den Blick nimmt. Er kommt nicht umhin, seine eigenen Hypothesen, Analysen und Erklärungen in die Geschichte dieser wechselseitigen Deutungen einzuordnen und über die Auswirkungen dieser langen „Problemgeschichte“² – im Sinne Max Webers – auf seine eigenen Erklärungen Rechenschaft abzugeben. Dazu werden gleich noch weitere Argumente anzuführen sein.

Der Hintergrund, vor dem sich die Thematik dieses Bandes entfaltet, ist, wie schon der Titel zeigt, die Frage der wechselseitigen Nationwerdung Frankreichs und Deutschlands im 19. Jahrhundert. Dabei gehen wir von einem breiten und zugleich differenzierten Begriff von Nation aus³, der weit über die in engerem Sinne politische Bedeutung hinausreicht und natürlich auch immer wieder zu hinterfragen ist. Denn alle, vielfach wohlbegründete Dekonstruktion des Nationalen, wie sie von der Historiographie in den letzten 50 Jahren unternommen wurde, hat sich mit einer vielschichtigen Sachlage auseinanderzusetzen, von der hier nur die wichtigsten Punkte kurz zusammengefasst werden sollen. Da ist zum ersten die Tatsache, dass die Nation sich in vielfältiger Form gesellschaftlich konkretisiert hat. Die meisten größeren Gesellschaften in Europa haben sich im 19. Jahrhundert national strukturiert, sie sind Nationalgesellschaften, mit teils föderalen, teils imperialen Einsprengseln und Zutaten. Die Nation hat sich in wichtige Vergesellschaftungsformen wie Schule, Bildung, Hochschule inkorporiert. Sie hat das zuvor

2 OEXLE 1996 [173].

3 LANGEWIESCHE 1995 [529]; LANGEWIESCHE 2000 [530]; NOIRIEL 2001 [541]; NOIRIEL 1995 [540].

eher lokale oder berufsspezifische Vereinswesen durchdrungen, sie hat Straf- und Zivilrecht, öffentliches Recht und Wirtschaftsrecht umgemodelt. Sie hat, etwa durch Zoll-, Währungs- und Infrastrukturpolitik, die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen mitgestaltet, sich auf nationalen und internationalen Industrieausstellungen inszeniert und ist selbst zu einem wichtigen Faktor wirtschaftlicher Entwicklung geworden. Sie hat kulturelle Kanonbildungen produziert, nationale Literaturen oder „Nationalliteraturen“, wie man damals sagte, Künste, Musiken und Theaterkulturen ausgerufen und die Sicht auf die entsprechenden Bereiche gewissermaßen nationalisiert⁴. In vielen Ländern interessierte man sich für die sogenannte Volkskultur, mit deren Hilfe man der Nation historischen Tiefgang und zugleich Präsenz im Alltag zu geben versuchte. Man gründete Museen, die das nationale Erbe bewahren und sichtbar machen sollten. Parallel dazu wurden viele Disziplinen, die man heute zu den Geistes- und Sozialwissenschaften rechnet, national eingefangen und zum Aufbau der Nation mobilisiert, allen voran die Geschichte, dazu Philologie und Literaturwissenschaft, Ethnologie, Geografie, Kunstgeschichte, Archäologie, Staatswissenschaft und die ersten Ansätze der Soziologie. Die Idee der Nation entfaltete eine enorme Mobilisierungskraft, die weite Kreise insbesondere der bürgerlichen Gesellschaft erfasste. Sie generierte eine neue Symbolik, indem sie sich – vielfach der gotischen Formensprache entlehnte – Denkmäler schuf und eine eigene Erinnerungs- und Gedächtnispolitik initiierte. Vor allem ist die Nation eine komplexe, weil vielschichtige und nicht unproblematische Verbindung mit dem Staat eingegangen. Sie wurde zur normativen Referenz für staatliches Handeln⁵. Darauf wird noch zurückzukommen sein, ebenso wie auf ihr Verhältnis zu Demokratie und Revolution. Vorab gilt es festzuhalten, die Kategorie der Nation nicht als eine politische Konstruktion, sondern als eine wirkungsmächtige Leitidee zu verstehen, die in den Gesellschaften des 19. Jahrhunderts auf den verschiedenen Ebenen umgesetzt wurde und mittelfristig eine ungemeine Durchschlagskraft gewann, eben weil sie in den Köpfen der Akteure in vielfältiger Form herumgeisterte. Sie war nicht nur eine „imaginäre Gemeinschaft“⁶, sondern auch ein Setting von konkreten politischen, sozialen und kulturellen Praktiken⁷.

Freilich, bei näherem Hinsehen, erweist sich das nationale Moment in der deutschen und französischen Geschichte des fraglichen Zeitraums als ein ungemein vielschichtiger, von zahlreichen Widersprüchen durchzogener Prozess, und diese Feststellung gilt sowohl für das Verhältnis nach außen, zu den Nachbarn, als auch für die Konstruktion der Nation nach innen, im Sinne einer (schwierigen) Homogenisierung der Gesellschaft. Schaut man auf das Setting von Deutschland

4 THIESSE 1999 [551].

5 CALHOUN 1997 [498].

6 ANDERSON 1988 [489].

7 OSTERHAMMEL 2001 [173], S. 322–341.

und Frankreich, so fallen eine Reihe von Verschiebungen und Asymmetrien auf, die bis zu markanten Gegensätzen reichen. Zunächst die historische Ausgangslage, die eine zeitliche Verschiebung nach sich zog. Frankreich war schon unter dem Ancien Régime auf dem Weg in den Nationalstaat. Die absolutistische Monarchie hatte die Provinzen entmachtet und in ein zentralistisches Verwaltungssystem und ein merkantilistisches Wirtschaftssystem eingeordnet. Damit waren Strukturen geschaffen, in welche die Republik und, nach dem imperialen Zwischenspiel, die konstitutionelle Monarchie nur hineinzuschlüpfen brauchten. Vor allem die Revolution 1789 hatte einen starken Nationalisierungsschub gebracht, der das ganze Territorium erfasste. So kam es schon früh zu einer – allerdings regional noch stark differenzierten und weit von der späteren Homogenität entfernten⁸ – Verbindung von Staat und Nation. In Deutschland war die Ausgangslage bekanntlich entgegengesetzt. Das seit Ende des 18. Jahrhunderts entstandene Nationalgefühl, wie diffus es auch immer in sich selbst war, fand keine politische Entsprechung. Es wurde zwar während der antinapoleonischen, sogenannten „Befreiungskriege“ mobilisiert, z. T. auch instrumentalisiert, und konnte eine gewisse Schubkraft entfalten⁹. Aber die durch Napoleon selbst eingeleitete und durch den Wiener Kongress bestätigte territoriale Neuordnung des Alten Reichs folgte keinen nationalen Maximen. Sie führte zu einer Stärkung der modernisierten Territorialstaaten, während das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl politisch in dem komplizierten Gebilde des Deutschen Bundes aufgehoben und weitgehend neutralisiert wurde. Allerdings konnten nationale Emotionen zwischendurch auflammen, etwa in der Rheinkrise 1840, und sich auch, vor allem während der Revolution von 1848/49, in größere politische und gesellschaftliche Prozesse umsetzen. Doch der Versuch, eine bundesstaatliche Lösung der nationalen Frage in Gestalt einer konstitutionellen Monarchie herbeizuführen, scheiterte aus vielen Gründen und endete mit der Wiederbelebung des Deutschen Bundes. Erst mit der Proklamation des Deutschen Kaiserreichs im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles 1871 kam es bekanntlich zur Gründung eines nach Bismarcks kleindeutscher Option gestalteten Nationalstaats, der allerdings im Unterschied zu Frankreich stark föderalistisch strukturiert blieb.

Dazu kommt, dass sich die Konzeptionen von Nation in Frankreich und Deutschland im 19. Jahrhundert auch unterschiedlich entwickelt haben. Die französische war spätestens seit der Revolution von 1789 universalistisch getönt: Die französische Nation sah sich als die „Mutter der Zivilisation“, die sie weltweit zu verbreiten habe. Auf diese Weise sollten die anderen Völker aus den Fesseln der Tyrannie und des Aberglaubens befreit und zugleich mit den universalen Menschenrechten beglückt werden. So war dem französischen Begriff von Nation von

8 ROBB 2002 [548].

9 Zur Problematik der nachträglichen mythischen Erhöhung der „Befreiungskriege“ vgl. PLANERT 2007 [307].

Anfang an eine expansive, auch nach außen gerichtete Dimension eingeschrieben. Die deutsche Konzeption war partikularistischer, eher nach innen gerichtet und auf die besonderen Merkmale des deutschen Volkes zielend¹⁰. Seit der napoleonischen Zeit war der deutsche Begriff in Teilen mit der Idee einer Selbstbefreiung behaftet. Schließlich fußte der französische Nationsbegriff seit 1789 und Rousseau auf der Idee der Volkssouveränität, wohingegen in Deutschland während des 19. Jahrhunderts und selbst während der Revolution von 1848/49 das Selbstverständnis von Nation eher auf Staatssouveränität aufbaute. Volkssouveränität, Mehrheitsherrschaft und Gleichheit aller Staatsbürger standen damals in Deutschland nur auf dem Programm der demokratischen Linken, einer schmalen politischen Minderheit¹¹. Sie sollten erst in der Weimarer Republik Grundlage der Verfassung werden.

Zeitliche Verschiebungen sind aber auch in der wechselseitigen Wahrnehmung festzustellen. Die Blicke der Deutschen waren schon seit dem 17. Jahrhundert auf den französischen Nachbarn gerichtet, politisch, aber auch und vor allem kulturell. Umgekehrt gerieten die Verhältnisse in Deutschland erst später von Frankreich aus in den Blick. In den 1760er Jahren machte sich in Paris eine kurze *mode allemande* breit, die sich indessen eher auf die Schweiz als auf Deutschland insgesamt bezog¹². Das Interesse für Deutschland stieg dann kurz nach der Revolution während der Napoleonischen Ära stark an, als ein Teil der französischen Opposition auf der anderen Seite des Rheins politische und kulturelle Alternativen suchte. Zwischen 1815 und 1870 lassen sich kontrastierte Entwicklungen ausmachen. Auf der einen Seite rückten die Revolutionen von 1830 und 1848 mit ihren jeweiligen Folgeerscheinungen Paris und Frankreich wieder in den Brennpunkt der europäischen Szene. Auf der anderen Seite vertiefte sich in Frankreich nach und nach das Interesse für die Zustände in Deutschland. Wie noch zu zeigen sein wird, spielten dabei Bereiche wie das Bildungs- und Hochschulsystem, das musikalische Leben, Literatur und Philosophie sowie die Naturwissenschaften eine besonders wichtige Rolle. Auch die Präsenz der immer zahlreicherer deutschen Immigranten in Frankreich trug stark zu dieser Entwicklung bei. Ohne hier schon weiter auf die entsprechenden Inhalte und Transfers einzugehen, sei nur so viel festgehalten, dass sich in Frankreich ab Mitte der 1820er Jahre eine gewisse Deutschland-Referenz einbürgerte, ein Bezugspunkt, der viele Debatten und Kontroversen zu strukturieren begann und dessen Rolle sich im Laufe der Jahrzehnte verstärkte¹³. Die Erfahrung der Niederlage von 1871 ließ diese Referenz dann voll durchschlagen. Der Deutschlandbezug wurde zu einem omnipräsenten Merkmal der Entwicklung

10 KOSELECK 1992 [527], bes. S. 147–151.

11 Ebd., S. 380–389.

12 ESPAGNE, WERNER 1987 [157]; DÉCULTOT, ESPAGNE, MARTIN 2009 [999]; WERNER 1992 [1044].

13 ESPAGNE, WERNER 1987 [157].

in Frankreich¹⁴, während umgekehrt sich der Frankreichbezug in Deutschland nach 1870 zumindest in politischer Hinsicht abschwächte.

Die Unterschiede in der staatlichen Gestaltung der beiden Länder hatten naturgemäß Folgen in der Außenpolitik. Der Deutsche Bund zählte zwei Großstaaten, Österreich und Preußen, die einen festen Platz im Spiel der europäischen Mächte besaßen, aber kaum eine aktive Rolle außerhalb Europas spielten. Frankreich dagegen befand sich nach dem weitgehenden Verlust seiner Kolonien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seit 1830 wieder auf der Bahn der weltpolitischen Expansion, zunächst in Nordafrika und im Nahen Osten, dann in Zentralafrika, Ostasien und im Südpazifik. Freilich, in der Orientkrise 1840 und im Krimkrieg 1853–1856 fanden sich die europäischen Mächte inklusive Österreichs involviert. Doch dies hatte keinerlei Rückwirkungen auf die Problemkonstellation der deutschen Frage in Europa.

Weitere Asymmetrien lassen sich auf zahlreichen anderen Gebieten feststellen, unter denen hier nur einige wenige kurz benannt seien. Frankreich war traditionell ein Einwanderungsland, wohingegen die deutschen Territorien lange Zeit Auswanderungsgebiete darstellen. Das hing mit der demografischen und wirtschaftlichen Entwicklung zusammen und hatte Konsequenzen für die Ausbildung der jeweiligen Staatsbürgerschaftsrechte, auf die ebenfalls noch zurückzukommen sein wird. In der Tat war auch die Bevölkerungsentwicklung in den beiden Räumen relativ ungleich¹⁵, ein Umstand, der später von Frankreich aus immer wieder als Bedrohung beschworen wurde: Die Territorien des späteren Kaiserreichs kannten einen um zwei- bis dreimal höheren Geburtenüberschuss. Als Folge davon verschob sich das Gleichgewicht. Zwischen 1815 und 1870 wuchs die Bevölkerung in Deutschland, trotz einer Auswanderungsquote von jährlich ca. 0,3 %¹⁶, um ca. 70 %, in Frankreich jedoch nur um 25 %, und ab Mitte der 1860er Jahre zählten die deutschen Territorien (unter Ausschluss Österreichs) mehr Einwohner als Frankreich¹⁷, eine Dynamik, die sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts noch weiter verstärken sollte¹⁸.

In Deutschland fehlte eine Paris vergleichbare Metropole, und der Stadt-Land-Gegensatz war dementsprechend anders gelagert. Paris fungierte als „Kopf“ des zentralistischen Staats. Im deutschen Raum gab es keinen vergleichbaren Mittelpunkt. Berlin und Wien zählten um 1820 nur ein Viertel bzw. ein Drittel der Einwohnerzahl von Paris. 1870 hatte sich der Abstand zwar etwas verringert, Berlin hatte Wien überholt, aber lag noch deutlich unter der Hälfte der Pariser Bevölkerungszahl. Daneben seien auch die französischen Regionalmetropolen nicht vergessen: Noch

14 DIGEON 1952 [293].

15 Vgl. Kapitel „Soziale und wirtschaftliche Mutationen“ in diesem Band.

16 ETTE, SAUER 2010 [563].

17 ARMENGAUD 1971 [381]; KÖLLMANN 1976 [417].

18 HUBERT 1995 [406].

zu Ende unseres Berichtszeitraums, 1868, waren Lyon und Marseille größer als Hamburg, Breslau lag mit Bordeaux gleichauf, wohingegen Dresden, München und Köln auf der Einwohnerkala wenig über oder unter Lille rangierten. Dagegen formierte sich im deutschen Raum ein dichteres Netz mittelgroßer Städte, teils alte Residenzstädte, teils expandierende Handels- und Industriestädte, zu denen es in Frankreich keine rechte Entsprechung gab.

Auch in kultureller Hinsicht bewegten sich Frankreich und Deutschland nicht auf der gleichen Ebene. Paris war nicht nur, Heine zufolge, das „Foyer der europäischen Gesellschaft“¹⁹, der Ort, an dem der Puls der modernen Zeit zu fühlen war, sondern auch das Zentrum des kulturellen Lebens. Es konzentrierte, neben London, die reichste Opern- und Theaterkultur, die einflussreichste Kunstszene, das am meisten entwickelte und ausdifferenzierte Konzertleben. Es zog Künstler, Schriftsteller, Musiker, Gelehrte, Publizisten und Intellektuelle aus Deutschland (und aus ganz Europa) an, denen gegenüber die Zahl der Franzosen, die in umgekehrter Richtung nach Deutschland reisten, verschwindend gering blieb.

Auf all diese – und manch andere – Ungleichgewichte wird in den einzelnen Kapiteln dieses Bandes noch näher eingegangen werden. Hier werden diese Asymmetrien vor allem aus zwei Gründen vorab angedeutet. Zum einen sollen sie anzeigen, dass die deutsch-französische Spiegelkonstruktion kein einfaches Gegenüber meint, sondern eine historisch komplexe Gemengelage, mit vielseitigen Verlagerungen, Richtungsänderungen und Verschachtelungen. Zum anderen öffnen sie den Blick auf die methodischen Fragen der Bearbeitung einer solchen Konstellation, von denen einige eingangs genannt wurden.

Wie schon aus den vorangehenden Bemerkungen hervorgeht, besitzt der vergleichende Blick eine unverzichtbare Bedeutung. Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur, soziale Verhältnisse, politische und kulturelle Entwicklungen, Migrationsströme und Vorgänge von Wissens- und Kulturtransfer, Bildungssysteme – all dies ist einer vergleichenden Einschätzung ausgesetzt²⁰. Allerdings hat sich diese Einschätzung mit dem Umstand auseinanderzusetzen, dass sich die verglichenen Einheiten vielfach nicht richtig entsprechen. Angefangen mit der staatlichen und geografischen Struktur. Wenn auf der französischen Seite relativ einfach von einer sich zwar in ihrer Verfassung ändernden, aber territorial stabilen Konstruktion zwischen 1815 und 1870 ausgegangen werden kann, bleibt die deutsche Beziehungsgröße notwendig unklar. Handelt es sich um den Deutschen Bund (1815–1866), dem bekanntlich auch Österreich mit Böhmen, Mähren und der Krain, dazu Luxemburg und Limburg, aber nicht Schleswig, Ost- und Westpreußen angehörten und der zudem zwischen 1848 und 1851 de facto ausgesetzt wurde? Oder die später im kleindeutschen Kaiserreich zusammengefassten Territorien,

19 HEINE 1973–1997 [67], Bd. 8/1, S. 214.

20 HAUPT, KOCKA 1996 [160]; KÄELBLE 2021 [164]; LINGELBACH 2002 [171]; MIDDELL 2000 [172].

unter Ausschluss von Elsass-Lothringen? Die Fragen sind nicht eindeutig zu beantworten, und so bleibt die Bezugsgröße auf der deutschen Seite unvermeidlich variabel, mit allen Konsequenzen etwa für statistische Angaben, die ja bevorzugt für Vergleiche herangezogen werden. Ähnliche Probleme treten bei so zentralen analytischen Kategorien wie Nation, Volk, Staat, Religion, Konfession auf, beim Verhältnis von Staat und Kirche, beim Hochschulsystem, bei den berufsspezifischen sozialen Klassifizierungen und auf vielen anderen Gebieten. Die entsprechenden Begriffe verweisen auf verschiedene Realitäten und implizieren unterschiedliche Ordnungsvorstellungen und Handlungszusammenhänge. Der Vergleich erfordert also immer eine sorgfältige Hinterfragung der impliziten Vorannahmen und einen reflexiven Umgang mit den verwendeten Analysekategorien.

Als Gegenstück zum Vergleich hat man immer wieder auf eine Geschichte von Beziehungen und Transfers verwiesen²¹. Die Transfersgeschichte versucht, die methodischen Schwierigkeiten des Vergleichs zu umschiffen, indem sie ihr Augenmerk auf die Dynamik von Kulturbeziehungen lenkt, auf die durch diese Beziehungen bewirkten Veränderungen. Damit umgeht man zunächst das Problem der Vergleichbarkeit von Deutschland und Frankreich im fraglichen Zeitraum. Und man geht konkreten Verbindungen nach, Vermittlungs- und Übersetzungsprozessen, analysiert wechselseitige Wahrnehmungen in verschiedenen Situationen, Wissens- und Techniktransfer und trägt damit zum Aufbrechen der Nationalgeschichte bei. Im Folgenden wird darum der Beziehungsgeschichte zwischen beiden Ländern ein breiter Raum gegeben, umso mehr, als diese Beziehungen nicht nur intensiv waren, sondern auch die Geschichte der beiden Nationen wesentlich mitgestaltet haben.

Doch auch die Transfersgeschichte ist mit dem Problem des analytischen Referenzrahmens konfrontiert. Sie benutzt dieselben Analysekategorien wie der Vergleich, sie fixiert Ausgangs- und Endpunkt des Transfers, in diesem Fall vornehmlich national organisierte Gesellschaften, sie interpretiert Transformationsvorgänge im Lichte national geprägter Traditionen²². Das alles ist bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich. Doch die Geschichte der wechselseitigen Prägung ist mehr als nur eine Geschichte von Transfers in die eine oder andere Richtung. Im vorliegenden Band wird versucht zu zeigen, dass es sich um eine Verflechtungsgeschichte handelt, eine *entangled history* oder, um den französischen Begriff noch einmal zu bringen, eine *histoire croisée*. Damit ist zum einen gemeint, dass die engen historischen Verflechtungen einen eigenen Bereich ausmachen, der nicht aus der Geschichte der beiden Länder ausgebendet werden kann, ohne den Kern der jeweiligen nationalen Pfade zu verfehlten. Im Gegenteil ist er derart in diese Pfade eingebunden, dass er sie, ihre Richtungen und Windungen entscheidend mitbestimmt hat. Das bedeutet unter anderem, dass die jeweiligen Entwicklungen

21 ESPAGNE, WERNER 1987 [157]; ESPAGNE 1994 [155].

22 WERNER 2015 [183].

so eng miteinander verwoben sind, dass die beiden Gesellschaften nicht mehr als eigenständige, isolierte Einheiten verstanden und interpretiert werden können. Zum anderen hat es zur Folge, dass die Beobachterposition, von der aus die entsprechenden Vorgänge analysiert werden, nicht neutral sein kann. Von einer „deutschen“ bzw. „französischen“ Position aus gesehen – was immer man darunter versteht –, ergeben sich jeweils verschiedene Bilder. Die Arbeit des Historikers besteht deshalb darin, diese Unterschiede zum Sprechen zu bringen, und zwar nicht nur hinsichtlich der behandelten historischen Vorgänge, sondern auch mit Blick auf die Auswirkungen der eigenen Beobachterposition. In welcher Weise mobilisiert er eher in Deutschland oder Frankreich ausgebildete historiografische Positionen? Gibt es eine gemeinsame, „deutsch-französische“ Sichtweise des historischen Materials? Machen derartige Zuweisungen heute überhaupt noch Sinn? Fragen dieser Art verweisen auf den laufenden Internationalisierungsprozess der historischen Wissenschaften. Im vorliegenden Band wird davon ausgegangen, dass die deutsch-französische Komponente dieses Prozesses eine eigene, besonders spannende Geschichte bildet. Das hängt damit zusammen, dass auch die analytischen Ansätze und die Begriffe bzw. Kategorien historisch miteinander verflochten sind und diese Verflechtungsgeschichte immer mittransportieren. Es gibt also eine Art Rückkopplung der Verflechtung: zwischen der Ebene der historischen Vorgänge und der Ebene der Verfahren und Begriffe, mit denen diese Vorgänge bearbeitet wurden und immer noch analysiert werden.

Das 19. Jahrhundert gilt zu Recht als Wiege der europäischen Moderne²³. Industrialisierung, Urbanisierung, Ausbau des Transportwesens durch die Eisenbahn und Dampfschiffe, technologischer Fortschritt, wachsende Hygiene und Umsetzung medizinischer Erkenntnisse, Alphabetisierung und breite Anhebung des Bildungsniveaus, all dies schuf die Voraussetzung zum ökonomischen und politischen Aufstieg Europas. Die deutsch-französischen Beziehungen waren in diesen Prozess eingebettet. Darüber hinaus stellten sie insofern eine besondere Komponente der fraglichen Entwicklung dar, als die jeweiligen Wege zum Nationalstaat in einer Weise ineinander verschlungen waren, die 1870 zum militärischen Konflikt führte. Indessen bedeutete die Auseinandersetzung keineswegs das Ende des politischen, ökonomischen und kulturellen Austauschs. Im Gegenteil verdichteten sich in seinem Gefolge die Verflechtung und die entsprechenden Interdependenzen²⁴. Diese Verflechtung führt weiter als zu einer jeweiligen Spiegelfunktion. Sie verändert nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch die Positionen, von denen aus wahrgenommen wird, die Akteure selbst, sowie Gegenstände, die sie bearbeiten. Das ist die letzte Besonderheit der deutsch-französischen Perspektive, die es einleitend festzuhalten gilt. Deutsche und Franzosen haben nicht nur voneinander gelernt und sich zugleich, zu bestimmten Momenten, bekämpft. Sie wurden auch

23 BAILEY 2004 [324]; OSTERHAMMEL 2010 [344].

24 KÖNIG, JULIEN 2019 [297].

durch die Transfers bzw. Konflikte geformt und haben sich entsprechend verändert. Darum ist ein Blick auf ihre gemeinsame Geschichte, auf die Verflechtungsprozesse wie auf die von den Akteuren immer wieder gezogenen (und alsbald korrigierten, weil den neuen Situationen angepassten) Scheidelinien von ganz besonderem Interesse. Er zeigt, unter vielem anderen, die transnationale Grundbedingung und Ausgestaltung des jeweiligen *nation building*, den – um mit Wilhelm von Humboldt zu sprechen – „inneren Zusammenhang“²⁵, der zwischen diesen Entwicklungen besteht und sie verständlich macht.

Aber zugleich geht es um mehr als um das mittlerweile ausgiebig erforschte *nation building*, auch wenn es in seinen historischen Verflechtungen gezeigt und auf diese Weise umgedeutet wird. Die deutsch-französische Konstellation hat gerade im 19. Jahrhundert die besondere Eigenschaft, dass in ihr grundlegende Fragen der europäischen Kultur und des europäischen Denkens gemeinsam bearbeitet und deshalb wie in einem Prisma analytisch zugänglich werden. Das betrifft etwa Felder wie das Rechts- und Verfassungssystem, die politische Theorie, das Verhältnis von Philosophie, staatlicher Ordnung und Gesellschaft, den Wissenschaftsbegriff, die Beziehung zur Sprache, die Geschichtskultur oder auch die Regulierung von Arbeitsverhältnissen. Für alle diese Bereiche zeigt sich nicht nur, dass eine von einem einzelnen nationalen Gesichtspunkt ausgehende Herangehensweise den Kern der Probleme notwendig verfehlt würde. Vielmehr wird auch deutlich, dass die jeweiligen nationalen „Antworten“ auf diese Fragen ihrerseits in einem wechselseitigen Bedingungszusammenhang stehen. Die Erschließung dieses Bedingungsgefüges schärft einerseits die Reflexion über die Verortung des Nationalen, aber sie führt zugleich auch zu seiner Relativierung. In diesem Sinn will der vorliegende Band anhand des besonders aufschlussreichen deutsch-französischen Fallbeispiels Wege skizzieren, die aus den nationalgeschichtlichen Determinismen und Verkürzungen herausführen können. Es geht also letzten Endes gar nicht um das Nationale als solches, sondern um die Rolle, welche die Bereiche diesseits und jenseits des Nationalen in den fraglichen Prozessen spielen.

Unter die letzteren, die übernationalen Problemkreise, fällt auch naturgemäß Europa. Deshalb wird die europäische Dimension der hier behandelten Fragen im Hintergrund immer mehr oder weniger mitschwingen. Dabei wird sich zeigen, dass auch das Europäische wie das Nationale oder das Regionale keine feste Größe darstellt, sondern immer von konkreten historischen Orten und Situationen her konfiguriert wird und sich in diesem Prozess permanent verändert. Und dies gilt nicht nur für die deutsche oder französische Sicht auf Europa, sondern auch für andere Perspektiven innerhalb und außerhalb des Kontinents. Deutsch-französische Geschichte problematisiert deshalb auch immer Europa, wie umgekehrt der europäische Fragehorizont die Besonderheiten der deutsch-französischen Verflechtungen in mancher Hinsicht zugleich besser herauszustellen

und zu relativieren vermag. Doch derartige Justierungen der Reichweite der hier behandelten Themen stellen keine Einschränkung dar. Vielmehr sollen sie zeigen, dass der bilaterale Ausgangspunkt dort heuristisch fruchtbar gemacht werden kann, wo die Fragestellungen auch konkret greifen. Und dafür liefert die weit gefasste deutsch-französische Konstellation gerade im 19. Jahrhundert eine Fülle von treffenden Beispielen.